

Etwas über Gott, Sprache und Volk

Der Glaube denkt und erkennt und weiß um sich selbst immer nur innerhalb einer Sprache oder durch eine Sprache hindurch. In der Sprache ist gleichsam schon immer – verborgen – der Geist. Und sprechen wir etwa auch von Begreifen – dies ist allein in einer Hochsprache möglich. Die niedere oder Volkssprache begreift nicht, sondern sie dichtet (es gibt niederdeutsche Dichter, aber nicht niederdeutsche Denker); sie verbleibt auf dem Gebiete der Religion, das uns hier allein beschäftigen soll, innerhalb der Mythologie. Hier werden Götter- und Menschengeschichten erzählt, aber es werden Gott wie auch Mensch nicht durchkannt oder begriffen. Es kommt hier insofern auch eigentlich nur immer die Seele zum Zuge, nicht aber der Geist. Oder vorsichtiger ausgedrückt: die Seele behält hier die Oberhand über den Geist, wie umgekehrt in der begrifflichen Sprache der Geist die Oberhand behält über die Seele. Nicht als ob beide Sprachen oder beide Bestimmtheiten für sich zu bestehen vermöchten – wie sagte es ähnlich auch Kant: *»Gedanken ohne Inhalt sind leer und Anschauungen ohne Begriffe sind blind«* – aber die Frage des Vorzugs oder der Überhand bleibt doch bestehen.

Wenn wir in die Geschichte des Evangeliums schauen, so scheinen wir bei Jesus, dem Anfänger des Glaubens, noch auf der Stufe des Mythos zu stehen; er denkt und spricht nicht existentiell oder begrifflich, sondern anschaulich – am liebsten jedenfalls in Gleichnissen und Bildern. Nicht vieldeutig, sondern eindeutig; nicht in einer Hochsprache, wie sie für ihn das Griechische (vielleicht auch das Hebräische) hätte sein können, sondern in der aramäischen Sprache des Volkes, gleichsam nieder- oder »plattdeutsch«. Diese Sprache ist anschaulich, aber begrenzt – und sie ist begrenzt sogar um ihrer Anschaulichkeit willen!

Man wird Jesus die bei dem Evangelisten Markus zu findende Reflexion über den tieferen Sinn seiner Gleichnisreden nicht unbedingt selbst zutrauen können, aber sie zeigt so oder so ein Problem – dass nämlich die anschauliche Rede nur dem Scheine nach das Entscheidende treffsicher verdeutlicht, aber nach dem eigentlichen Zusammenhang oder der Wirkung wird dieses Entscheidende lediglich unter Umständen verstanden: *»Denen da draußen widerfährt es alles durch Gleichnisse, auf dass sie es mit sehenden Augen sehen und doch nicht erkennen, und mit hörenden Ohren hören und doch nicht verstehen.«*

Es gibt Sachverhalte, u.z. Erkenntnis- oder Begriffssachverhalte, die lassen sich auf »Plattdeutsch« nicht oder allenfalls nur durch langwierige und umständliche Erläuterung sagen – man versuche etwa Hegels *»Phänomenologie des Geistes«* oder Kants *»Kritik der reinen Vernunft«* auf Niederdeutsch wiederzugeben! Allein die Hochsprache setzt ausdrücklich auf die Vieldeutigkeit von Worten oder Begriffen – bzw. in ihrer Vieldeutigkeit werden auch Worte erst zu Begriffen wie etwa »aufheben«, »austragen« oder »enthalten« – und vermag insofern komplexere Zusammenhänge oder Sachverhalte konzentriert zu benennen. Aber auch nicht jede Hochsprache vermag dies, und es sind als gleichsam »philosophische« Sprachen innerhalb der Menschheit lediglich die griechische und die deutsche hervorgetreten.

So vermochte denn auch erst der griechisch sprechende und schreibende (oder schreiben lassende) Paulus das Evangelium begrifflich zu deuten bzw. es anzureichern mit dem Begreifen. Aber bei Paulus verdrängte dann bereits auch der Begriff die Anschauung wieder (alle von Paulus gebildeten Gleichnisse sind umgekehrt irgendwie schief), und man würde ihm also umgekehrt ein zu starkes Gewicht des Begrifflichen vorwerfen können (so, wie wir bei Jesus eine beinahe zu starke Anschaulichkeit haben), und bereits in der Urchristenheit wird die Klage ja laut, bei Paulus sei vieles schwer zu verstehen. Erst der Vierte Evangelist hat hier sozus. einen Ausgleich geschaffen (oder geschafft): In seinem Evangelium ist ein höchstes Maß

an Begriffenhaben zu finden – und er betont auch, dass es nicht allein auf das Glauben ankomme, sondern ebenfalls auf das Erkennen – aber das Begriffliche ist wiederum in Bildreden gekleidet (wie er denn Jesus auch reden und alles aussprechen lässt!), und was wir bei Markus lediglich einmal am Rande angemerkt fanden, finden wir bei Johannes nun ständig: kaum irgendein Satz, der nicht einen Doppelsinn hätte – und den eigentlichen Sinn verstehen nur die, die ihn verstehen auch sollen.

In der deutschen Sprache nun aber, beginnend mit Meister Eckhart und endend mit den Deutschen Idealisten, hat sich gleichsam das gottmenschliche Verhältnis zu Ende begriffen – nicht mehr, aber auch nicht weniger! Es ist schlechterdings nicht zu erwarten, dass über das im Deutschen Idealismus begrifflich Erfasste noch einmal etwas hinausgehen könnte. Aber um ein gleichsam immer noch weiter Begreifen kann es auch gar nicht gehen, sondern es muss schließlich zurück gehen ins Existieren, ins Leben! Oder um es auch so zu benennen: Nicht das Begreifen selbst oder als solches ist das, worum es immer schon geht, sondern in genauer Unterscheidung das Begriffen haben und das Leben aus diesem. Das Begreifen – als eine Kunst, ein Vermögen – hat insofern seine Beschränktheit, aber seine Notwendigkeit auch. Es bedeutet immer dann, wenn das Leben ein noch unreifes oder ein gefährdetes ist und ein erfahreneres und gegründetes und gerettetes sein (wieder) soll, eine Voraussetzung und Hilfe dazu, und es ist insofern auch die begriffliche Sprache zumindest in einer Welt der Unreife und der Gefährdungen nicht endgültig einmal zu verdrängen oder auf die Seite zu bringen.

Es wird in Wahrheit das vollendete Leben wohl immer in einer gewissen Doppelheit schwingen. Zum einen und mit Stefan George: *»so lernt ich traurig den verzicht:/ kein ding sei wo das wort gebricht.«* Es gibt dieses Seiende, diese Zuständlichkeit, dieses Leben, diesen *»schatz«* *»auf tiefem grund«*, die wohl geahnt, aber dennoch nicht gehoben und gewonnen werden können, weil eben die Worte gebrechen, und nicht nur wäre mit Goethe zu sagen: *»individuum est ineffabile«*, sondern auch *»vita vera est ineffabile«* – das geahnte wahrhaftige im Sinne von ewige Leben kann nicht gehabt (und gelebt) werden, indem das Wort dieses Lebens nicht gehabt und gesprochen werden kann. Aber genauso und gleichzeitig würde auch das andere gelten: *»kein Ding, wo nicht das Wort zerbricht«!* Das wahre gelebte Leben wird zunehmend schweigsam! – Der Mensch hängt also als *»das Wesen, das die Sprache besitzt«* (Aristoteles) zwischen Himmel und Erde (vielleicht auch zwischen Himmel und Hölle): er kann weder schlechthin verstummen – er bedarf immer des Wortes, um in einem eigentlichen oder höheren Sinne zu sein, sagen wir auch: um zu Hause zu sein, eine Heimat zu haben – noch darf er zu einem Geschwätzigen werden, sondern er muss sprechen und muss immer neu schweigen, um in dieser Heimat, in diesem Zuhause frei leben und schwingen zu können.

Oder sollte es noch ein gleichsam Mittleres geben, und das Gesuchte wäre in einem nicht feststellenden, nicht begreifenden, sondern scheinbar nur andeutenden und zugleich wieder verhüllenden Sagen zu finden, welches wesenhaft dichterisch wäre? So, wie Hölderlin geradezu seinen Beruf, seine Berufung in solchem Gesang oder Singen erblickte – Hölderlin, der sich gelegentlich in die Philosophie wohl zu *»flüchten«* vermochte, so dass noch ein Licht um sein sich so leicht verdunkelndes Gemüt herum sei, dem solches aber immer nur etwas Behelfsmäßiges und dem das große zu Realisierende eben jener Gesang war, der *»wir«* (Deutschen) sogar bald *»sein«* sollten sogar, den er beschwor, aber tatsächlich auch selbst realisierte. Der da die Macht hätte, *»ein Bleiben im Leben«* zu stiften? Aber der Begreifende und der Singende sind zuletzt keine Alternativen, sie haben nach aller Vermutung je ihre Zeit und je ihren Ort. Auch sie verbleibend in jener großen Enthaltung, welche als ein letztes Geheimnis das Sein und das Dasein durchzieht.

Eduard von Bauernfeld bildete einmal den Sinnspruch: »*Und wie ich's überdenke,/ 's bleibt eine wunderliche Sache:/ Die Sprache ist Gottes Geschenke,/ und Gott ein Geschenk der Sprache.*« Aber wie nun die Sprache in und aus Gott ist und Gott – und der Mensch – in ihr sind, ist zuletzt die entscheidende Frage! Gott und Mensch – nicht nur der Mensch, sondern auch Gott! – leben von der Sprache, von der zugreifenden wie von der schonenden, von der preisenden i.ü. wie von der schmähenden, und in demselben Maße, in welchem innerhalb einer Gemeinschaft die Sprache (und Sprache stiftet bereits unwillkürlich Gemeinschaft) unrein wird, unklar, trübe, gemischt und verworren, müssen auch Gott und Mensch sich verwirren und unkenntlich, unbekannt werden. Umgekehrt: In demselben Maße, in welchem eine Sprache rein und geklärt ist und achtsam und preisend das Rechte wie auch schmähend das Falsche, stiftet sie nicht nur dem Menschen – und Gott – ein beständiges Sein in der Welt, sondern stiftet sie eine gediegene Gemeinschaft, ein Volk! Und außerhalb ihrer ist auch niemals ein solches Volk in diesem ausgezeichneten Sinn! In einem solchen von dieser kultivierten Sprache gestifteten Volk wiederum lebend, haben Mensch wie auch Gott ein – sagen wir einmal: wohnliches Zuhause, eine ungezwungene Heimat – sind sie von immer neuem frei, freudig, stark und erhoben. Und solches ist in der Tat hier und da unter der Menschheit schon einmal erschienen – nur selten aber auch auf der anderen Seite, und es ist mittlerweile kaum zu erwarten, dass dergleichen noch wieder geschieht. Selbst unter den Völkern der einmal kultiviert gewesenen Sprachen ist nurmehr Verfall zu bemerken, und sofern eine Tendenz auf eine Welt Einheits-Sprache hin festgestellt werden kann, scheint diese eine eher technisch-merkantile zu werden als eine solche des Geistes: der Religion, der Philosophie, der höheren Moral, der Erschließung von Schönheit. Das Weltalter der gehobenen Sprachen und Völker scheint an sein endgültiges Ende zu kommen oder auch schon gekommen zu sein, und der sich breit machende technische Merkantilismus hat keinerlei Sinn mehr für Platon, Augustin oder Eckhart, für Shakespeare, Calderon oder Schiller, für den Gregorianischen Choral, Monteverdi und Bach oder für Botticelli, Rembrandt, Cézanne. Der Weg führt mit Schussfahrt in das Banale – nur dass die Menschheit immer noch findig genug bleibt, sich selbst dieses Banale auf tausendfache Art raffiniert zu servieren und sich also über ihren wahren Zustand zu täuschen. Gott ist im Entschwinden begriffen, der Mensch wird zu einer nicht mehr entzifferbaren Hieroglyphe, das Fest geht zu Ende.

(2018)